

(Nachdruck verboten.)

## 4) Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Biebig.

Keine Antwort. Aber an den zuckenden Bewegungen von Kätes Schultern sah Schlieben, daß sie heftig weinte. Ach, was war denn das nun wieder?! Bekümmert war sein Gesicht, als er hinter ihr drein rannte übers öde Benn. Sollte es denn nie besser werden? Da sank einem ja wahrhaftig jeglicher Lebensmut! Es war auch eine Torheit gewesen, sie hierher zu bringen — geradezu eine Verrücktheit! Hier war ja keine Heiterkeit zu finden. Eine Trostlosigkeit lauerte in dieser unbegrenzten Weite, eine schreckhafte Härte in dieser herb duftenden Luft, eine unerträgliche Schwermut in dieser großen Stille!

Schlieben hörte nur das eigene erregte Atmen. Immer rascher lief er, eine heftige Angst um seine Frau erfaßte ihn plötzlich. Jetzt hatte er sie beinahe erreicht — schon streckte er die Hand aus, sie am flatternden Kleid zu fassen — da drehte sie sich um, warf sich ihm an die Brust und schluchzte: „Ach, hier ist beides: Blüte und Frucht! Aber unsere Myrte ist abgeblüht und hat nicht Frucht getragen — nicht Frucht — wir armen Leute!“

Also das — das war's wieder?! Verwünscht! Er, der sonst so Gemäßigte, stampfte heftig mit dem Fuß auf; Born, Scham und eine gewisses Schmerzgefühl jagten ihm das Blut zu Kopfe. Da stand er nun in einer Oedenei, hielt seine zum Erbarmen weinende Frau in den Armen und kam sich selber höchst kläglich vor.

„Sei nicht böse, sei nicht böse,“ bat sie und drückte sich fester an ihn. „Siehst Du, hier hatte ich gehofft — ach, so bestimmt gehofft — gewartet — ich weiß selbst nicht recht auf was, aber immer gewartet — und heute — eben ist mir's klar geworden: es war doch alles, alles umsonst! Daß mich weinen!“

Und sie weinte wie jemand, dem alle Hoffnung gestorben ist.

Was sollte er ihr sagen? Wie sie trösten?! Er wagte kein Wort, strich ihr nur sacht übers heiße Gesicht und fühlte, wie auch ihn ein Gefühl beschlich, das Gefühl, das er nicht immer die Kraft hatte, beiseite zu schieben.

So standen sie lange stumm, bis er, sich zusammennehmend, in einem Ton, der gleichgültig-ruhig zu klingen bemüht war, sagte: „Wir müssen zurückgehen, wir sind hier ganz in die Wildnis geraten. Komm, nimm meinen Arm! Du bist übermüdet, und wenn wir — — —“

„Still,“ unterbrach sie ihn und ließ hastig seinen Arm fahren. „Wieder wie vorher! Es klagt was!“

Nun hörte er's auch. Sie horchten beide: war das ein Tier? Oder die Stimme eines Kindes, eines ganz kleinen Kindes?!

„O Gott!“ Weiter sagte Käte nichts, aber sie machte, kurz entschlossen, eine Wendung nach rechts und lief eilig, ohne acht zu haben, daß sie mehrmals stolperte im schier undurchdringlichen Beerengestrüpp, zu einer kleinen Boden-senkung hinunter.

Ihr feines Ohr hatte sie recht geführt. Da lag das Kind auf der Erde. Es hatte kein Kissen, keine Decke, war recht erbärmlich eingebündelt in einen alten, zerschlossenen Frauenrock. Sein Köpfchen, das dunkel behaart war, lag im bereiften Kraut; mit den großen, klaren Augen guckte es starr in die Helle, die zwischen Himmel und Benn flimmerte.

Da war kein Schleier, keine schützende Hülle; auch keine Mutter — nur das Benn.

Sie hatten sich doch getäuscht: es weinte nicht, es grahlte nur so vor sich hin, wie stillzufriedene Kinder zu tun pflegen. Seine kleinen Händchen, die nicht mit eingebündelt waren, hatten um sich gefaßt, einige der roten Beeren gegriffen und zerquetscht. Dann waren die Fäustchen zum hungrigen Windchen gewandert; die Säuglingslippen waren betropft mit Beerenjast.

„So allein?!“ Käte war in die Knie gesunken, ihre Hände umfaßten zitternd das Bündel. „Um Gottes willen, das arme Kind! O wie reizend es ist! Sieh nur, Paul! Wie kommt es hierher? Es wird erfrieren! Verhungern! Ruf mal, Paul! Das arme Würmchen! Wenn jetzt die Mutter käme, der würde ich es aber gehörig sagen — es ist schändlich, das hilflose Wesen so liegen zu lassen! Rufe — laut — lauter!“

Er rief, er schrie: „Se, holla! Ist niemand da?!“

Keine Stimme antwortete, kein Mensch kam. So still lag das Benn, als sei es eine ausgestorbene, längst vergessene Welt.

„Es kommt niemand,“ flüsterte Käte ganz leise, und es war Angst und zugleich zitterndes Frohlocken in ihrer Stimme. „Die Mutter kümmert sich nicht — wer weiß, wo die hin ist?! Ob sie kommt?!“ Spähend sah sie umher, reckte den Kopf nach allen Seiten, um ihn dann mit einem Seufzer der Befriedigung wieder auf das Kind herab zu neigen.

Was gehörte dazu für ein unberzeihlicher Leichtsinn — nein, was für eine unfagbare Roheit, solch ein Würmchen hier preiszugeben! Wenn sie nun ein paar Stunden, nur eine Stunde später gekommen wären?! Da konnte es bereits von einer Schlange gebissen, am Ende gar von einem Wolf zerrissen worden sein!

Nun mußte Schlieben doch lachen, obgleich ihn ein leises Mißvergügen beschlich beim Anblick ihrer Exaltation. „Nein, mein Kind, Giftschlangen gibt es hier nicht, und Wölfe auch nicht mehr, da kannst Du Dich beruhigen. Aber wenn die Rebel erst steigen, so hätten die genügt!“

„D —!“ Schauernd preßte Käte den Findling an sich. Sie kauerte jetzt auf den Knien und hielt das Kind im Schoß. Ihr Zeigefinger kitzelte schäfernd unter dem kleinen Kinn; sie streichelte die rosigen Wäckchen, das flaumige Köpfchen, erschöpfte sich in Liebesojungen und Schmeichelnamen, aber unverwandt sah das Kind mit den großen, dunklen und doch so hellen Augen in die flimmernde Helle. Es lächelte nicht, es weinte aber auch nicht; es schenkte den Fremden gar keine Beachtung.

„Glaubst Du, daß man's mit Absicht hier ausgelegt hat?“ fragte Käte plötzlich und machte die Augen weit auf. Eine heiße Blutwelle schoß ihr zu Kopf. „O dann — dann“ — sie tat einen zitternden Atemzug und preßte das Kind an sich, als möchte sie es nicht wieder lassen.

„Die Sache wird sich schon irgendwie aufklären,“ sagte Schlieben ablenkend. „Die Mutter wird schon kommen!“

„Siehst Du sie — siehst Du sie?“ forschte sie fast ängstlich.

„Nein!“

„Nein!“ Sie wiederholte es erleichtert und lächelte dann. Ihr Auge und Ohr gehörte nun ganz dem hilflosen Wesen. „Wo ist das liebe Kindchen — er, wo ist es denn?! Daß doch mal! Sieh mich doch mal an mit Deinen großen Guckaugen! O Du liebes Geschöpf, o Du süßes Kind!“ Sie tändelte mit ihm und preßte Küsse auf seine Händchen, ohne zu achten, daß diese schmutzig waren.

„Was machen wir nun?!“ fragte der Mann betreten.

„Wir können es nicht hier liegen lassen. Selbstverständlich nehmen wir's mit!“ Die zarte Frau hatte plötzlich etwas sehr Energiisches. „Glaubst Du, ich werde das Kind im Stiche lassen?!“ Ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten.

Mit einer gewissen Scheu sah Schlieben seine Frau an: wie war sie schön in diesem Augenblick! Schön, gesund, glücklich! So hatte er sie lange nicht gesehen. Nicht mehr, seit er sie als selige Braut in die Arme geschlossen hatte! Ihre Brust hob und senkte sich rasch unter bebenden Atemzügen, und an dieser Brust lag das Kind, und zu Füßen blühte die Myrte des Benns.

Eine seltsame Bewegung überkam ihn; aber er wendete sich ab: was ging sie das fremde Kind an?! Und doch gestand er zögernd zu: „Freilich, hierlassen können wir's nicht! Weißt Du was? Wir wollen es bis zur Baraque mitnehmen. Gib her, ich will es tragen!“

Aber sie wollte es selber tragen, sie ließ sich nur von ihm auf die Füße helfen. „So — so — komm, mein liebes

Kindchen!" Behutsam hob sie den Fuß zum ersten Schritt — da bannete ein Ruf sie an die Stelle.

"Seela!"

Eine rauhe Stimme hatte das gerufen. Und nun kam ein Weib auf sie zu; die Gestalt im flatternden Rock hob sich groß und scharf ab von dem sie umflutenden lichten Aether.

Woher kam die so plötzlich? Dort, hinter dem Erdwall her, den man bei der Torfgrube ausgeworfen hatte! Sie war auf allen vieren gekrochen und hatte Beeren gepflückt; ein fast gefüllter Eimer hing ihr am Arm, und in der Rechten trug sie das hölzerne Maß und den großen, knöchernen Pferdekamm, mit dem die Beeren abgestreift werden.

Das war die Mutter! Ein tiefer Schreck überfiel Käte, sie wurde blaß.

Auch Schlieben war betroffen; aber dann atmete er erleichtert auf: so war's entschieden die beste Lösung! Natürlich, man hätte es sich ja gleich denken können, wie sollte das Kind wohl ganz allein ins öde Bann kommen? Die Mutter hatte Beeren gesucht und es derweilen hier niedergelegt!

Die Frau schien ihnen übrigens gar nicht Dank zu wissen, daß sie sich während ihrer Abwesenheit des Kindes so freundlich angenommen hatten. Mit einer ziemlich unsanften Bewegung nahmen die starkknöchigen Arme das Kind der Dame ab. Mißtrauisch musterte der Blick des Weibes die Fremden.

"Ist es Ihr Kind?" fragte Schlieben. Es hätte der Frage nicht bedurft: das waren ganz dieselben dunklen Augen, nur daß sie bei dem Kinde glanzvoller waren, noch nicht vom Staube des Lebens getrübt, wie bei der Mutter.

Die Frau gab keine Antwort. Erst als Schlieben nochmals fragte: "Sind Sie die Mutter?" und zugleich in die Tasche griff, fand sie es der Mühe wert, kurz zu nicken:

"C'est l' mi'n!"<sup>\*)</sup> Ihr Gesicht blieb finster, ganz ohne Regung von Stolz oder Freude.

Mit einem gewissen empörten Staunen sah es Käte. Wie gleichgültig das Weib war! Hielt sie nicht das Kind, als wäre es ihr eine überflüssige Last? Ein Neid kam sie an, ein quälender Neid, und zugleich ein heftiger Unwille: die da verdiente wahrhaftig das Kind nicht! Aus dem Arm hätte sie es ihr reißen mögen. Wie roh das Gesicht war, grob die Züge, hart der Ausdruck! Die konnte einem ja ordentlich Angst machen mit ihrem finsternen Blick. Nur jetzt — jetzt leuchtete etwas darin auf: aha, sie sah das Geldstück, das Paul aus seiner Börse genommen hatte!

"Pfui, wie gierig jetzt der Blick wurde!"

Die Beerenfucherin streckte die Hand aus — da war ein großes, blankes Silberstück — und als es ihr nun gereicht war, als sie's hielt, atmete sie tief; ihre braunen Finger schlossen sich fest darum.

"Merci!" Ein Lächeln huschte flüchtig über das unfreundliche Gesicht, dessen Mundwinkel verdrossen hingen; die Stumpfheit des Ausdrucks belebte sich für Augenblicke. Und dann — das unförmlich eingebündelte Kind auf einem Arm, am anderen den schweren Eimer — schickte sie sich an, davonzutrotten.

Jetzt sah man erst, wie armselig ihr Rock war, er hatte Flecken in allen Farben und Größen. In den Pöfzen, die verfilzt und unordentlich unter dem buntbetupften Kattuntuch vorhingen, hasteten dürre Heide und Lannennadeln; sie ging in alten schwergelagelten Männerschuhen. Man wußte nicht, war sie schon bejahrt oder noch jung; der starke Leib, die schlaffen Brüste entstellten sie, aber daß ihr Gesicht einmal nicht unschön gewesen sein mußte, das sah man noch. Das Kleine glück ihr.

"Ein hübsches Kind haben Sie," sagte Schlieben. Seiner Frau zuliebe fing er noch einmal die Unterhaltung mit der Unzugänglichen an. "Wie alt ist der Knabe?"

Die Beerenfucherin schüttelte den Kopf und sah teilnahmslos am Frager vorbei. Mit der war wirklich nichts anzufangen, die war ja entsetzlich stupide! Schon wollte Schlieben sie endgültig gehen lassen, aber Käte drängte sich an seinen Arm und raunte ihm zu: "Frage sie, wo sie wohnt! Wo sie wohnt — hörst Du?"

"Ge, wo wohnen Sie denn, gute Frau?"

Sie schüttelte wieder stumm den Kopf.

"Ich meine, wo sind Sie her? Aus welchem Dorf?"

"Je ne co'pré nay,"<sup>\*\*)</sup> sagte sie kurz. Aber dann, zugänglicher werdend — vielleicht daß sie noch ein zweites

Almojen erhoffte — hub sie in Weinerlich Klagendem Ton an: "Ne n'ava nay de pan et tat d's e'fa'ts!"<sup>\*\*)</sup>

"Sie sind wohl Wallonin?"

"Ay\*\*)" — Longfaye!" Und sie hob den Arm und zeigte in eine Richtung, in der man nichts sah als Himmel und Bann.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

4]

## Martin Sölb.

Erzählung von Nikolaus Krauß.

Mählich kamen auch andere Gäste. Saßen zu und redeten in das Spiel hinein. Burden angechnauzt und verzogen sich. Die Spieler schrien und schlugen auf den Tisch. Ein Glas wurde umgestoßen. Das Bier schwappte über die Platte und tropfte auf die Dielen. Gleich kam die Wirtin mit einem Habern.

"Baker, elendiger!"

"Raus mit der Ziegen auf'm Teichsdamm!"

"Eine Karten oder ein Scheitel Holz!"

"Männer, jetzt komm' i dran."

"Trumpf und Trumpf und aus ist's!"

Das Gesicht des alten Zimmermann glühte wie ein rotes Tuch. Malib, den sie den „Kototauer“ nannten, holte bei jedem Trumpf sich aus, als wollte er einen Pfahl mit einem Dieb in die Erde schlagen. Der Viertel hatte sich schon lange verzogen.

Nach einer Stunde tat der Glaucher, der gerade zum Mischen kam, einen Hächer, legte die Karten hin, sah nach seinem Gelde und nach dem der anderen.

"Rentiert sich net! . . . Keiner hat noch was g'wonnen. So ein Tagelöhnerg'spiel! . . . Fangen wir was anderes an!"

"Einundzwanzig-Spiel' ich net. G'sagt hab' ich's, und dabei bleib's!"

"Ist schon recht, Zimmermann; ich tue da auch net mit."

Glaucher wandte sich Stingel zu. Um seinen Mund stand wieder das höhnische Lächeln.

"Was spielt denn Ihr in Prag, wenn Du als „Kulturral“ dort bist?"

Stingel fühlte sich geschmeichelt, das Wort „Kulturral“ tat es ihm jedesmal an.

"Nun, was die Herren sind, und ich und einige anderen Oefonomen, wir spielen meistens „Rakao“, auch „Färbel“."

"Färbel! . . . Wer färbelt mit?"

Die anderen waren einverstanden. Auch der alte Zimmermann. Färbeln war riskanter als Hoppen, aber das Spiel hatte er nicht „verredet“.

Um ungestörter zu sein, setzte man sich an den kleinen, vier-eckigen Tisch in der Ecke. Die Wirtin hing eine frischgefüllte Lampe hin und brachte ein leeres Schnapsglas für die „Pinke“. Beim Hazard fiel mehr für sie ab als für ein lumpiges Kartengeld. Natürlich war um acht Uhr das Spiel noch lange nicht zu Ende.

Stingel und die Wirtin saßen einander an dem mittleren Tische gegenüber. Jetzt, nachdem die Tür und alle Fenster eine Viertelstunde offen gestanden, war die Luft wieder halbwegs erträglich.

Der Bauer reichte ihr eine Banknote hinüber.

"Für das, was Du mir geborgt, und für die Zech'. Ist was übrig, gehört's Deinen Wuben."

"Danke schön! Sie werden eine Freud' haben."

Die Frau wickelte die Banknote um den linken Zeigefinger und glättete mit der Rechten das Papier.

"Wie war des Spiel? Hast gewonnen?"

"Alle ausgesädelt! . . . Mit so Tröpfen hab' ich immer Glück, aber . . ."

"Aber?"

"Nichts! . . . Reden wir von was andern."

Die Frau nickte und sah ihn dann voll an.

"Hast wieder Geld auf Wechsel genommen, von dem Sölb?"

Er sah zur Seite, das linke Augenlid zuckte.

"Schau mal, Schorsch, was soll denn daraus werden? . . . Du hast doch gesagt, Du willst mich heiraten."

"Ja, das will ich auch, wenn ich nur ein bißl besser stünde."

"Hast denn gar so viel Schulden?"

"Ich weiß selber kaum mehr, wie viel. Manchmal bin ich ganz g'wirrt."

"So treib doch Dein Holz ab! Hast gleich wieder Lust."

"Das leid't der Sölb net. Und die Oberbormundschaft hat er hinter mich g'hekt, der Lenz ist noch net majorenn. Ja, wenn der Bub wenigstens heiraten tät, dann käm Geld ins Haus! Aber er trifft keine Anstalten. Ob er was in Raaden drunten hat, wo er studiert hat . . . er sagt nichts, er ist ganz ein Verdruhter."

"Ja, dann weiß ich wirklich net, wie's werden soll."

Die Wirtin faltete die Banknote und steckte sie in ihre Brief-tasche. Dann legte sie beide Arme auf den Tisch.

\*) Das ist meins,

\*\*) Versteht nicht!

\*) Kein Brot im Haus und so viele Kinder . . .

\*\*) Ja.

„Du, Schorsch, sieh mich einmal an, ich muß Dir was sagen. Schau, ich muß auch an meine Duden denken. Zugrund g'gangen bin ich schon einmal . . . mit meinem Ersten. Der Hof war groß, aber Schulden waren drauf . . . in ein paar Jahren war er fertig. Wenn ich das g'wußt hätt', wär' ich beim Vater in Eger und in seinem Wirtshaus geblieben . . . Man soll keinem Toten was nachsagen, aber er hat sich dann tot trinken. So was möcht ich net mehr erleben. Siehst und . . . der Zimmermann nimmt mich wie ich geh und steh.“

Stingel hatte es einen Riß gegeben. Er tat, als hätte er nur genickt.

„Zimmermann? Der alte Zimmermann?“

„Ja, der Zimmermann. Die Rosel, was das Geschwisterkind ist, kriegt den Hof; sie will den Malix heiraten. Mir kauft der Zimmermann das Wirtshaus. Du weißt doch selber, daß bei einer Pachtschänk so gut wie nichts heraussehaut. Kurzum, ich brauch' nur „Ja“ zu sagen.“

Stingel trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. Plötzlich hob er den Kopf.

„Ich will Dir net im Weg stehen, Marie.“

„Aber, Schorsch! Ich hab ja noch net „Ja“ g'sagt. Kannst mir denn gar nichts versprechen? Bis drei Wochen vor'm Advent will ich ja gern warten.“

Der Bauer war aufgestanden.

„Einen großen Schlager hätt' ich noch gewagt . . . aber viel leicht ist es besser so. Gute Nacht, Marie!“

Sie ging mit ihm nach der Tür. Im dunklen Vorhaus fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn ab mit der Kuchrut eines jungen Mädchens.

„Schorsch! . . . Ich wart' . . . Hörst Du, ich wart' auf Dich!“

Als sie die Haustür hinter ihm doppelt verschlossen hatte, fuhr sie sich mit dem Schürzengipfel über die Augen. Nur einen Augenblick sann sie, dann wurde es wieder ruhig in ihr.

„Und es wird doch nichts! . . . Wenn ich erst auf das Kartenglück warten soll . . .“

3.

Kirchweihsonntag! Den Dienstboten und dem jungen Volk der liebste Tag im Jahr.

Heute hatte sich jeder an Fleisch allein satt essen können, und in aller Früh hatte es schon zwei Sorten Kuchen zum Kaffee gegeben. Morgen wird man sogar gebadene Karpfen essen, und der Dienstag ist auch noch ein Feiertag.

Und an allen drei Tagen wird getanzt. In allen Dörfern des Egerlands, die ein Wirtshaus haben. Die Fiedel klingt, die Klarinette schrillt, vergnügt brummt und quiekt der Dudelsack.

„Herrgottsfakra, wer da Geld im Sack hat!“

Und die „Stodterer“ kommen heraus aus ihrem ruhigen, rauchigen Eger, zu ihren Verwandten und Bekannten, essen und trinken, als hätten sie mit Absicht acht Tage gefastet, jubelieren, wollen in allem die Geschmeibtesten sein und schleppen zum Schluß ganze Bündel Kuchen mit fort, damit die Daheimgebliebenen auch was haben von der „Kirwah“. Manchem jußt dann noch ein paar Tage lang der Budel. Er ist „aus Versehen“ einem Mädel zu nahe gekommen, und da hat es gleich Häuste geregnet. —

Einige Zeit nach dem Mittagessen war's. Martin Sölich sah an dem großen, viereckigen Tisch der Eßtube, den Rücken gegen die Stirnseite des Hauses gewandt, und zahlte seinen Dienstboten das „Kirwahgeld“ heraus. Vor sich hatte er das Wirtschaftsbuch, in dem er jeden Posten vermerkte. Die meisten waren schon abgefertigt und sofort aus der großen Stube verschwunden. Jetzt war die erste Magd dran, die „Große“.

„Na, Diefel, Du hast ja schier noch den ganzen Lohn stehen! Wie viel willst denn?“

„Fünf zu viel, wenn ich fünf Gulden sag?“

„Zu viel? Wie man's nimmt, Diefel . . . Wenn Jahrmarkt war' . . .“

„Bist's Bauer, i möcht' mich wieder einmal austanzen.“

„Ja dann!“

Er gab ihr das Geld.

„Bist denn auch g'stellt?“

„Ordentliche Schuh' hab' ich . . . Recht schöne, rindslederne.“ Der Bauer blickte zur Seite, sein Gesicht verzog sich.

„Mische dich der Großknecht drein!“

„Diefel, ich an Deiner Stell', ich tät gleich zwei Länger nehmen. Einer, schäh' ich, der schwenkt Dich net.“

Sie bligte ihn zornig an und wandte sich.

„Steig mir auf'n Budel!“

„Recht gern! . . . Wenn sich's grad amal schickt.“

Draußen war sie. Bauer und Knecht lachten.

„Adam! . . . Andres!“ schrie Sölich.

Aus der Nebenstube polterten seine Duden herein. Burschen so an die Zwanzig, mit dicken Nasen in den breiten Gesichtern, schwarzem Haar und funkelnden Augen. Die Glieder erschienen wie ausgerentt.

„Da hab't Euer Feiertagsgeld!“

Der Bauer schob jedem zwei Gulden hin.

„So wenig?“ maulte Adam, der ältere, griff aber mit der großen, ausgearbeiteten Hand sofort nach den Silberstücken.

„Für Bier, einen Tanz und ein paar Zigarrin wird's wohl langen. Ich hab das net g'habt. Macht mir keine Dummheiten.“

Von Schulden will ich nichts hören! Und jetzt macht, daß Ihr fort- kommt! Zum Abendessen seid Ihr wieder da!“

Die Tür war hinter den Burschen ins Schloß gefallen. Sölich hatte den Söhnen nachgeblickt. . . . Diese Knieschieber! . . . Und das Ungelente! . . . Nein, das war nicht die Kass', auf die er stolz gewesen wär'!

Er wandte sich dem Großknecht zu.

„Und Du, Vitus?“

Der Knecht trug dasselbe kleine Bartel unter den Ohren wie der Bauer, auch die schmalen Gesicht und scharfrückigen Nasen ähnelten einander. Aber Vitus' Haar war noch braun, in den Augen blinkerte es.

„Bauer, wie viel hab' ich denn noch stehen?“

„Das wirst Du so gut wissen, wie ich . . . Zwanzig Gulden find's.“

„Nichti, nichti . . . jetzt fällt's ma ein.“

Er zählte an den Finger herum und tat, als machte er einen Heberschlag. Endlich meinte er mit einem Seufzer:

„Ja, da wird wenig übrig bleiben! . . . Nach meiner Rechnung — nir.“

„Gar nichts? . . . Aber, Vitus! . . . Nach der Kirwah kommt der Michaeli-Markt und Weihnachten!“

„Bauer, 'n Kalender kenn' i schon!“

Vitus begann wieder zu zählen. Mit der Rechten faßte er drei Finger der Linken zusammen.

„Nummero eins: das kost't der Rausch.“

„A Rausch? . . . Psui Teufel!“

(Fortsetzung folgt.)

### Kleines feuilleton.

er. Fäden und Nähen. „Wenn wir stören, kehren wir gleich wieder um“, sagte die Schwiegermutter. — Allein Frau Liesbeth wehrte lachend ab: „Warum solltet Ihr denn stören? Nein, nein, kommt nur herein, immer rein in die gute Stube.“ Sie ging ihnen voran nach dem Wohnzimmer und stieß die Tür auf.

„Du machst aber doch so ein Gesicht“, bemerkte die Schwiegermutter noch etwas im Zweifel.

„Ach, das war ja wegen ganz was anderem, davon nachher. Ich freue mich riesig, daß Ihr mal hier seid. Auguste soll uns gleich Kaffee besorgen.“ Sie klingelte, gab dem Mädchen ihren Auftrag und wandte sich dann wieder dem Besuch, diesmal aber der jüngeren Dame zu: „Und Du läßt Dich auch endlich mal sehen Sophie? Das ist ja lange nicht dagewesen.“

„Du weißt ja, daß ich zu arbeiten habe.“

„Und wenn ich nicht gewesen wäre, wär' sie heute noch nicht hier.“ lachte die Schwiegermutter. „Ich hab' sie aber bei Wendas getroffen und einfach mitgebracht.“

„So, zu Wendas gehst Du?“ sagte Frau Liesbeth vorwurfsvoll.

„Das ist doch auch ein Ausnahmefall“, verteidigte sich Sophie. „Man muß doch mal sehen, wie es ihnen geht und man ihnen nicht helfen kann. Die arme Trude Wenda ist ja ganz verzweifelt.“

„Ja, sagt mal, was macht denn die nun?“ fragte Frau Liesbeth interessiert. „So plötzlich aus allem Glanz heraus, das ist ja schrecklich! Den Mann verlieren und das Einkommen dazu, denn die Pension reicht doch nicht für sie und das Kind.“

„Natürlich, reicht sie nicht“, sagte die Schwiegermutter. „Sie hat ja aber reiche Verwandte, die werden ihr schon was geben.“

„Sie wird's aber nur nehmen, so lange es nötig ist.“ warf Sophie ein. „Die kleine Frau hat auch ihren Stolz, sie will selbst verdienen.“

„Dann wär' sie dumm genug“, meinte Liesbeth wegwerfend, „Wenn sie ihre Pension hat und Unterstützung von den Verwandten und kriegt noch was aus 'ner Stiftung dazu, ihr Onkel will ihr ja was aus 'ner Beamtenstiftung besorgen, na ja, wenn sie das alles hat, kann sie sich ganz gut einrichten und durchkommen. Und was kann sie denn groß verdienen? Bonnit denn? Für 'n Geschäft langt ihr Geld nicht, und was arbeiten? 'ne Dame, die was arbeitet, hört gleich auf 'ne Dame zu sein.“

„Du bist ja lebenswürdig!“ Sophie lachte auf. „Also bin ich für Dich auch keine Dame mehr?“

„Aber Sophiechen, mit Dir ist doch das was anderes!“ Frau Liesbeth war empört.

„Deine Malerei ist doch Kunst! Kunst zählt nicht mit. Ja, wenn Trude Wenda so was könnte! Die hat ja aber nichts gelernt.“

„Nein allerdings, sie hat nichts gelernt.“ — Sophie seufzte etwas.

„Sie ist bloß eine gute Hausfrau und das ist das Höchste!“ sagte die Schwiegermutter. „Aber lassen wir jetzt endlich Trude Wenda, es wird sich ja schon etwas für sie finden. Ich möchte jetzt erst mal wissen, was hier los war. Du machtest wirklich ein Drummgesicht vorhin, Liesbeth. Hast Du Kerger gehabt?“

„Ach Kerger!“ Die junge Frau verzog den Mund. — Kerger gerade nicht, oder doch, es ist nur 'ne Lappalie und macht einem trotzdem das Leben schwer. Ich hatte gerade meinen Fliß- lasten nachgesehen, er ist voll bis an den Rand und dabei be-

Kommt man keine Ausbesserin, es ist wirklich, um aus der Haut zu fahren."

"Ach so, das war's? Ja, das ist ja der alte Horn." Die Schwiegermutter nickte. "Die, die was können, sind immer besetzt, und die, die nicht besetzt sind, können nichts. Ich bin auch auf der Suche."

"Du auch?" rief Frau Liesbeth. "Ach und ich dachte schon so an eure alte Millern. Ist denn die..."

"Nach außerhalb verzogen," fiel die Schwiegermutter ein. "Na das ist ja gut! Und die war meine letzte Hoffnung. Kinder, was mach ich denn bloß? Ich habe ja soviel zerissene Wäsche zu liegen, und Kinderkleider sind auszubessern, nein ich sage."

"Annoncier doch mal", sagte die Schwiegermutter. "Vielleicht kriegen wir denn beide eine; ich gebe Dir die Hälfte zum Inzerat zu!" "Ach, das hab ich ja schon getan, aber was kommt denn? Die Weiber sind ja so dämlich. Plüden und Nähen, sollte man meinen, müßte jede Frau aus dem Volk können; aber frag' mal, wie viele Dir 'ne laubere Plüde untern Kermel setzen können? Es ist unerhört! Was macht man bloß?"

"Man macht es sich selber," sagte Sophie trocken. "Ja, das war allerdings das einfachste." Frau Liesbeth lachte nervös. "Das heißt, wenn man es kann. Nicht wahr?"

"Was, Du kannst es auch nicht mal?" In Sophies Stimme zitterte etwas Spott. "Und mokierst Dich über die Dummheit der Arbeiterweiber? Nicht wahr, das willst Du doch sagen?"

Liesbeth redete sich in die Höhe. "Nein, ich kann es auch nicht mal. Solche untergeordneten Arbeiten lernt man nicht in unserm Stand, doch nur beaufsichtigen, nicht machen."

"Ach so, ich dachte eigentlich, Plüden und Nähen gehörte mit zur Erziehung der guten Hausfrau."

"Jawohl, dazu gehört es auch!" Die Schwiegermutter setzte sich gleichfalls in Positur. "Dreh' einem doch nicht das Wort im Munde um! Wie es gemacht wird, muß sie wissen, wenn sie 's auch natürlich nicht selber zu machen braucht."

"Du weißt doch auch, ob Dein Kleid sitzt, trotzdem Du selbst nicht schneiden kannst", sagte Liesbeth belehrend. "Wie 'ne gute Plüde aussehen muß, weiß ich schon, das Plüden selbst überlasse ich anderen."

"Ich bin ja auch schon ganz still", wehrte Sophie die Vorwürfe achend ab. "Aber hört mal, ich hab' 'ne Idee. Wenn solch ein Mangel an Ausbesserinnen ist, dann wär ja das ein famoser Beruf für Trude Wenda. Die kann das alles und Schneidert auch 'n bißchen, die könnte ja damit ein Heidendelb verdienen."

"Womit?" fragte die Schwiegermutter, und riß die Augen weit auf. Auch Liesbeth starrte die Cousine an, dann zuckte sie die Achseln und wandte sich ab.

"Sophie, das ist doch nicht Dein Ernst. Trude Wenda hat zwar kein Geld mehr, aber sie ist doch immer noch 'ne Dame. Und die sollte Ausbesserarbeiten machen? Nein, Sophie, das kannst Du ihr nicht raten, das ist doch bloß ein Beruf für Arbeiterweiber und so was; dann kam ja kein ausländiger Mensch mehr mit ihr verkehren. —"

— Sehen die Dunkeläugigen besser als die Helläugigen? Wie die vom Berliner Leserverein herausgegebene "Pädagogische Zeitung" mitteilt, wurden zur Feststellung des Sehbewertens der Schulkinder im vergangenen Schuljahre 18324 Schüler, also etwa zwei Drittel der die Volksschulen in Hannover besuchenden Kinder mit einem von Prof. Dr. Cohn in Breslau erfundenen Apparat geprüft. Dabei ergab sich, daß auf allen Stufen die Sehleistung der Knaben größer ist als die der Mädchen. Schon beim Eintritt in die Schule hatten die Mädchen im Durchschnitt 1,85 Meter weniger Sehleistung als die Knaben. Der Grund dafür ist unschwer zu finden. Schon im vorschulpflichtigen Alter zeigen die Mädchen mehr in den Stuben als die Knaben, und auch in diesem Alter beschäftigen sie sich bereits mit kleinen Handarbeiten, die schädigend auf die Sehleistung einwirken. Um nun zu prüfen, ob die Annahme Prof. Cohns richtig sei, daß die Dunkeläugigen besser sehen können als die Helläugigen, wurde zwischen beiden Kategorien scharf unterschieden. Es wurden auf ihre Sehleistungen geprüft: Helläugige Knaben 6520, helläugige Mädchen 6569, zusammen 13089 Schüler oder 71,4 vom Hundert; dunkeläugige Knaben 2623, dunkeläugige Mädchen 2612, zusammen 5235 Schüler oder 28,6 vom Hundert. Folgende Sehleistungen wurden berechnet: Helläugige: Sehleistung 12 723 Meter; Dunkeläugige: Sehleistung 12 818 Meter; also ein Plus von nur 0,095 Meter; helläugige Mädchen: Sehleistung 11,922 Meter; dunkeläugige Mädchen: Sehleistung 12 069 Meter, also ein Plus von nur 0,147 Meter; helläugige Knaben: Sehleistung 13,523 Meter; dunkeläugige Knaben: Sehleistung 13,567 Meter, also ein Plus von nur 0,044 Meter. Dadurch ist der Beweis erbracht, daß der Unterschied zwischen der Sehleistung Helläugiger und Dunkeläugiger so gering ist, daß man ruhig sagen kann: Helläugige und Dunkeläugige haben gleiche Sehleistung. —

**Musik.**

Es ist ein traurig Ding, eine Operette nach der anderen besprechen zu müssen, wenn die eine der anderen im wesentlichen so gut wie gleich ist. Einmal läßt sich ein Duet, ein andermal etwa ein großes Finale als Lichtblick hervorheben, und beide Male ist der Rest dunkel. So kommt der Kritiker in den Verdacht immer

nur „schimpfen“ zu können, und nicht einmal der Heiterkeit ihr Recht zu lassen. Und daraus folgt die Versuchung, alle Achtung aufzubieten, daß nächstens doch noch etwas mehr Licht verkündet werden könne. Wenn aber dann das Gegenteil eintritt; wenn noch tief unter jenes Niveau hinabgestiegen wird: wie soll da der Referent den übelsten Meinungen entgegen? Wenn wir vorgestern von der „Luftigen Witwe“ Lehars wenig Günstiges zu berichten hatten: was sollen wir erst vom „Larrenhaus“ sagen?!

Am Donnerstag wurde diese „burleske Operette“ im „Centraltheater“ als Novität gegeben. Sie ist „von F. Gopp“, „Musik nach den (sol) Motiven von Johann Strauß (Vater)“. Eine ähnliche Ausschlagung des Johann Strauß Sohn war vor kurzem über die Bühnen gegangen. Man kann sich gegen ein solches Heraus- und Herumreißen aus vorhandenen Materialien nicht scharf genug wehren, zumal wenn gar keine Andeutung gegeben wird, was und wieweit es benützt ist, und wenn nun die Fiktion so nachlässig gemacht ist, wie hier. Da veröhnt auch nicht einmal eine Geschicklichkeit der Mache. Der Text ist ungefähr das, was eine verendende Schmiere auf einem abgelegenen Dorfe bieten kann. Ein Wäschermädel und ein Schornsteinfeger; vertauschte Schuhe; ein polternder Amtmann, dessen Tochter im Institut einen Maler liebt und mit ihm durchbrennt, und dessen Hausknecht andere über die Bühne jagt usw. Nach dem zweiten Akt war für unsereinen Ende. „Der dritte Akt wird wohl nichts mehr bringen?“ fragte ich meinen Nachbar; der bestätigte es mit dem Zusatz: „Im Gegenteil!“ „Da ist ja nicht einmal höherer Blödsinn“, sagte ich zu meinem anderen Nachbar; auch er antwortete: „Im Gegenteil!“ — Einige der bedauerungswürdigen Künstler gaben sich sogar Mühe, Jenny Wilms sang aus jener Döcher so viel heraus, wie möglich war, und unsere guten Bekannten unter den Sängern brachten sogar einige Feinheiten. — sz.

**Aus dem Tierleben.**

— Ueber die Lebensweise und die Bekämpfung des Rebensstechers veröffentlicht die Landwirtschaftskammer der Rheinprovinz in ihrer Korrespondenz folgende Ausführungen: Der Rebensstecher (Rhynchites betuleti), im Volksmunde „Zigarettenwidler“ genannt, gehört zu der Familie der Rüsselkäfer. Der Käfer ist etwa 6—8 Millimeter lang, unbehaart, von glänzend blauer oder goldgrüner Farbe, oft auch in beiden Farben spielend. Das Männchen trägt auf jeder Seite der Brust einen nach vorwärts gerichteten Dorn. Der Käfer erscheint im Laufe des Jahres zweimal, und zwar das erstemal Ende Mai bis Anfang Juli und zum zweitenmal von August bis September. Er frißt die jüngeren anschwelenden Knospen an, schabt die entwickelten Blätter auf der Oberseite in Längstreifen ab und bohrt die Stiele an, so daß die Blätter well werden. Das Weibchen widelt die nun wellen Blätter zigarettenartig, unregelmäßig, d. h. nicht nur nach einer Seite auf und legt dazwischen 6—8 und mehr Eier ab. Die Käfer sind sehr scheu und lassen sich bei drohender Gefahr zu Boden fallen. Aus den etwa 1/2 Millimeter großen, hell und durchsichtigen Eiern der ersten Generation schlüpfen nach etwa 14 Tagen kleine, weiße Larven aus, die sich von den wellen Blattwideln ernähren. Nach etwa sechs Wochen verkrücht sich die etwa 8 Millimeter lang gewordene Larve in die Erde, um sich in eine schmutzige, stark gekrümmte und zum Schutz gegen Bodentiere mit Borsten versehene Puppe zu verwandeln. Mitte August bis Anfang September erscheint wieder der Käfer, bildet jetzt aber keine Widel mehr, sondern zieht sich nach einigen Wochen zur Ueberwinterung in die Erde zurück, um im kommenden Frühjahr wieder mit dem Brutgeschäft zu beginnen. Die Bekämpfung kann durch Vernichtung des Käfers und durch die Vernichtung der Brut vorgenommen werden. Die Bekämpfung des Käfers geschieht durch Abkloppen der Rebstöcke, wobei gleichzeitig um den Stod ein blechener Fangtrichter gehalten wird. Der Trichter muß einen Durchmesser von etwa 50 Zentimeter haben und einen bis gegen die Spitze reichenden, etwa pfahlartigen Einschnitt, so daß er bis an den Rebstengel gebracht werden kann. Bei leichtem Stoß an den Stod fallen die Käfer in den Fangtrichter hinein. Dieses Mittel hat nur dann Wert, wenn das Abfangen vor der Eierablage erfolgt, also sofort nach dem Auftreten der Käfer. Die andere Bekämpfungsart beruht auf dem Abjuchen der Rebstöcke nach den Blattwideln in den Monaten Juni und Juli. Die gesammelten Blattwideln müssen dann verbrannt werden, damit hierdurch die Eier vernichtet werden. Durch diese Bekämpfungsart wird die kommende Generation des Schädlings vernichtet. —

**Humoristisches.**

— In der ersten Freude. Diener eines jungen Arztes (den ersten Patienten meldend): „... Und jung ist er noch, Herr Doktor. . . Den können wir lang' haben!“ —

— Eine Praktische. „Meine Frau macht alle Einkäufe selbst — nur die Postmarken und Theaterbillets darf ich kaufen, weil sie dabei nichts abhandeln kann!“ —

— Au' a' Schillerbeherer. „No, Jörgle, worom ist am lehta Sonntag gar neamand von Nirem Ort bei der Vorstellung von „Wallastoi's Lager“ g'wea? 's hot doch alle Leut' so guat g'falla!“

„Was brauchet miar Hummelsbacher Nier' Schillervorstellung?! Miar hant z' Hummelsbach selber a' Karussell g'bet!“ —

(„Fliegende Blätter.“)